



## Eine virtuelle Hausführung in der Haynstraße

Wir hatten am Tag des offenen Denkmals 2020 unser Haus mal wieder präsentieren wollen. Das ging nun nicht, weil der Denkmaltag abgesagt wurde. Als kleinen Ersatz bieten wir ein Lesestück mit Illustrationen, eine Erinnerung an die Denkmaltage 2008–2015. Der Text stammt aus einem Buch von 2016. Die beigefügten Bilder zeigen, was bei einem Rundgang zu sehen wäre.



Ich habe schon manche Führung, in Kirchen und Schlössern, mitgemacht und bin immer verblüfft, mit welcher Sicherheit da Kunsthistoriker ihren Stoff abspulen, in ganzen Sätzen, druckreif. Daran wollte ich mich nicht messen. Ich meinte allerdings mein Thema auch so ungefähr zu beherrschen. Für den Notfall hatte ich einen Spickzettel dabei, vergaß aber drauf zu schauen – mit dem Ergebnis, dass nachher eine Menge fehlte und die Punkte auch nicht in der vorgesehenen Reihenfolge abgehandelt waren. Bei dieser Art der halben Improvisation blieb es, von unserer ersten Teilnahme am Tag des offenen Denkmals im Jahr 2008 bis zum vorerst letzten Mal im September 2015. Jede Besuchergruppe bekam einen Vortrag zu hören, der anders verlief als alle Vorgänger.

### Eppendorf wird Stadt



Mal stellte ich als erstes die Frage „Was war hier vorher?“ und verlor mich dann vielleicht in eine allzu ausführliche Schilderung, wie man Ende des 19. Jahrhunderts die Eppendorfer Gemeindewiese, auf die jeder Bauer sein Vieh hatte treiben dürfen, planmäßig erschlossen, mit Schutt vom Abbruch des alten Dammtorbahnhofs Straßendämme aufgeschüttet und im Geschwindverfahren eine Häuserzeile nach der anderen aus dem Boden gestampft hatte. Das ließ ich beim nächsten Mal weg und fing gleich mit dem Erbauer unseres Hauses an, der vier Parzellen nebeneinander ersteigert hatte, aber nur dazu gekommen war, zwei zu bebauen, und erzählte dann genauer als nötig, dass der Mann bereits 1916 gestorben und einen Haufen Schulden hinterlassen hätte, weswegen das Haus dann erst zwangsverwaltet und schließlich zwangsversteigert worden sei. Oder ich begann mit dem Thema „historische Hilfsmittel“: Wo kriege ich Material zur Geschichte eines Hauses her? Da konnte es dann passieren, dass ich allzu lange bei den Hamburger Adressbüchern verweilte, die ja eine erstklassige sozialgeschichtliche Quelle sind, und darüber versäumte, eine genauso interessante Frage zu beantworten, nämlich wie man den Baustil nennen sollte, dem unser Haus zugehöre.



Das kam dann beim nächsten Mal dran, da ließ ich mich – nun vielleicht etwas zu gründlich – über die Frage aus, ob es zum Jugendstil gehöre, wie gern behauptet, oder nicht vielmehr zum Reform- und Heimatstil der Epoche vor dem Ersten Weltkrieg, der sich das norddeutsche Bürgerhaus des 18. Jahrhunderts zum Vorbild genommen habe, was man an den kleinteiligen Fensterformen sehen könnte. Darüber vergaß ich möglicherweise den Sandstein zu würdigen, der dank der Sanierung wieder frei lag, den Sandstein, der doch möglicherweise aus dem Steinbruch stammte, der das Material für die Schöne Madonna von 1470 in St. Petri geliefert hatte. Dann wieder widmete ich mich ausgiebiger als sonst dem Dornröschenschlaf, in dem das Haus bis in die 70er Jahre gelegen hatte, wodurch ihm zerstörerische Modernisierungen erspart



geblieben sind, und sagte dafür wenig oder gar nichts zu der Fassadensanierung, die gerade stattgefunden hatte, oder später zu den Transparenten, die über die Erker im dritten Stock gezogen waren und doch manchmal so erklärungsbedürftigen Wortlaut besaßen, wie etwa WIR SIND DOCH NICHT BESCHEUERLT! oder SIE KÖNNEN ES NICHT LASSEN...

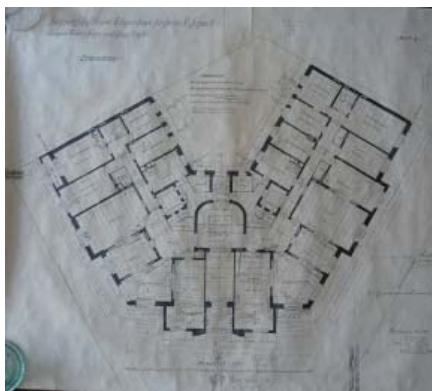
### Das Haus erzählt seine Geschichte

Ein Thema aber kam in jedem meiner Vorträge vor dem Haus vor: das Loch in der Wand. Dass der Denkmalschutz ein Auge auf unser Haus geworfen und es nun in den Rang eines besonderen Kulturgutes erhoben habe, erklärte ich, sei ja ganz schön und gut, aber uns Bewohnern, die wir jahrzehntelang schon mit dem Gebäude umgegangen seien, bedeute das nicht so viel. Mich als Historiker jedenfalls habe immer mehr interessiert, herauszubekommen, wie Menschen hier vor uns gelebt hätten. Und da erhebe sich die Frage, ob über die erhaltenen Baupläne, Akten und die von mir gesammelten sporadischen Berichte früherer Bewohner hinaus auch das Haus selbst etwas mitteilen könne, ob es Spuren früherer Nutzung trage. Da gebe es schon mal, sagte ich, gleich hier vorne, sichtbar für jeden, ein äußerst aussagekräftiges Zeugnis, hier an der Hauswand.

Und ich wies die Besucher auf eine unscheinbare Flickstelle in den Sandsteinplatten neben dem Fenster des ehemaligen „Herrenzimmers“ im Erdgeschoss hin: ein kreisrundes Loch, mit Füllmaterial gestopft: „Auf einem Foto von meinem Einzug im Jahr 1970 ist die Flickstelle schon zu sehen. Dann war sie dreißig Jahre lang mit weißer Farbe überdeckt. Jetzt ist sie wieder sichtbar. Ich habe mich lange gefragt, woher sie stammt. Seit ich Geschichten von unseren Vorgängern gehört habe, wie sie in der Nachkriegszeit hier gelebt haben, in jedem Zimmer ein Haushalt, überall Öfen aufgestellt, ist mir die Sache klar. Die Öfen mussten einen Abzug nach draußen haben, da wurden die Ofenrohre durch die Fensterklappen ins Freie geführt, oder es wurde kurzerhand die Hauswand durchstoßen. Das Loch hat gerade das passende Format für ein Ofenrohr. Ob die Fassade darunter litt, war den Leuten anno '46 oder '47, in der harten Zeit, als halb Hamburg in Trümmern lag, egal.“

„Sehen Sie“, fuhr ich fort, „das ist so ein Beispiel, wie uns das Haus etwas erzählen kann vom Leben der früheren Bewohner. Da öffnet sich unvermittelt ein Fenster in die Vergangenheit, und Sie bekommen eine Ahnung davon, dass hinter diesen Mauern einmal ganz anders gelebt worden ist als heute. Wir werden bei unserem Rundgang durchs Haus noch auf weitere solcher Fenster stoßen.“

Dann bat ich die Leute ins Haus und in meine Wohnung. Das fanden die sensationell: Da lässt einer ohne weiteres eine Horde fremder Menschen in seine Wohnung! Und ich merkte, hineingucken, endlich mal Einblick kriegen in das sagenumwobene Haus und nun gar noch in eine Wohnung, das war das, was die Besucher am Denkmaltag hauptsächlich wollten. Ob man die Schuhe ausziehen müsste, fragte der eine oder andere. „Nein“, sagte ich, „die Wohnung ist Kummer gewöhnt. Hier leben Hunde, und was meinen Sie, was die für Dreck reinbringen. Außerdem ist hier ein Durchgang für alle, die mit Lasten vom Fahrstuhl kommen und in den Keller wollen. Und bei Festen steht die Tür immer offen. Wer im Erdgeschoss wohnt, der muss sich auf so was einstellen.“

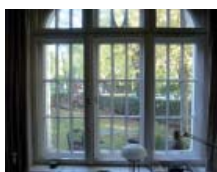


## Bürgerliches Wohnen

Da standen sie und ließen sich die ursprünglich gedachte Zweckbestimmung der Zimmer erklären, wobei ich sie aufforderte, ihre Fantasie spielen zu lassen, lassen, denn durch die Wohnungsteilung anno 1935/36 waren ja bei mir nur noch „Herrenzimmer“, „Empfangszimmer“ und „Salon“ erhalten, „Saal“ und der ganze Rest von „Schlafzimmer der Eltern“, „Kinderzimmer“, „Ankleidezimmer“ und „Gästezimmer“ usw. gehörten zur Nachbarwohnung. Ich konnte da nur auf eine Wand weisen und sagen: „Da steckt vermutlich eine Schiebetür drin“, oder: „Die Wand hier müssen Sie sich wegdenken, da ging es in den hinteren Teil der Wohnung.“ Für die besonders Wissbegierigen hatte ich einen Plan des Erdgeschosses von 1910 auf dem Tisch ausgebreitet.



Ich zeigte den Besuchern weitere Details früherer Nutzungen, die Reste von Gasleitungen, die Wandvorsprünge, hinter denen die Züge der früheren Kamine sich verbargen, und die Merkmale der Zweiklassenarchitektur, schmalere Türen und dünnere Wände im Dienstbotenbereich, den Wechsel vom Fischgrätmuster-Parkett zum Pitchpine-Boden auf dem Weg zur Küche.



Besonders andächtig betrachteten die Leute die Fenster. Die filigranen Wunderwerke mit ihren schlanken Sprossen, und alles doppelt, Außenfenster und Innenfenster! Manche wollten nicht glauben, dass sie schon hundert Jahre alt seien. „Doch“, sagte ich, „soll ostpreußische Kiefer sein“, und wies auf die Beschläge, die womöglich genauso alt waren. „Und alles funktioniert noch. Die Doppel-Anlage bewirkt übrigens klimatische Wunder. Ganz exakt schließen die Fenster ja nicht, aber das ist vielleicht sogar gut so, denn da zwischen hinterem und vorderem Fenster ein Abstand von zehn Zentimetern ist, staut sich die Luft in dem Zwischenraum einigermaßen, und es findet dort ein Ausgleich von Kalt und Warm statt, so dass es nie beschlagene Scheiben gibt.“



Ob es überhaupt stimmte, was ich da von mir gab, weiß ich nicht, aber es reichte, um bei den Hörern Ehrfurcht vor der klimatechnischen Weisheit unserer Vorfahren zu erregen. Dann wollten sie wissen, was in den Kästen darüber sei. Gemeint waren die Jalousiekästen, und ich ließ probeweise einen Rolladen herunter, um zu zeigen, dass auch der noch ging. Ich zog einen Flügel der Schiebetür aus seiner Höhlung, und die Besucher wunderten sich, wie geräuschlos der dahinglitt. „Die Tür war jahrzehntelang verborgen“, sagte ich und erzählte, wie ich sie freigelegt hatte.

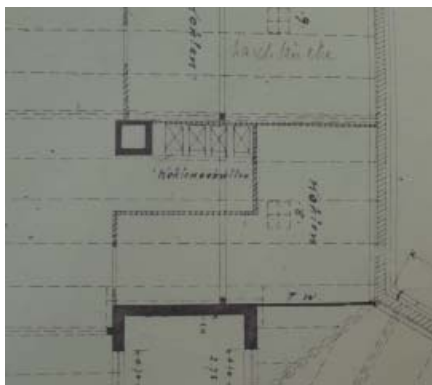


Einen Blick ins Badezimmer ließ ich sie noch tun, wo es farbige Glasfenster zu bewundern gab, und in die Küche, deren Rückwand von einem Riesenschrank eingenommen wird, einem Möbel, das aus dem Gymnasium nebenan stammt und bei Gelegenheit einer Renovierung auf die Straße gestellt worden war.

## Hier verkehrten die Dienstboten und Lieferanten



Dann ging es über die Hintertreppe in den Keller. Der Hund, immer angetan, wenn Fremde im Haus waren, und gern bereit, sich von allen streicheln zu lassen, schloss sich der Besichtigungstour an. Ein zweites Treppenhaus, auch so etwas, was eine Erklärung wert war. „Die Hintertreppe, die vom Keller bis in den Dachboden führt, diente als Wirtschaftsweg“, sagte ich. „Hier verkehrten die Dienstboten und die Lieferanten.“



Hier wurden womöglich auch die Kohlensäcke auf den Dachboden geschleppt, falls es nicht einen Lastenaufzug im Hinterhof gab, auf den Bauplänen ist das nicht richtig zu erkennen. Was man dort aber sehen kann, sind die Schütthanlagen auf dem Dachboden.

Jede Wohnung hatte ein Kohlenlager oben und eine bestimmte Röhre in einer Schächelanlage, die in der jeweiligen Küche endete und in die man oben die Kohlen hineinkippte. Die Asche schüttete man in Aschenrutschen außen an der Hauswand, die in einem Kellerraum mit Metalltür mündeten. Alles auf den Bauplänen auszumachen und zum Teil auch noch vor Ort zu sehen.“



Ich zeigte auf die Hintertür der Wohnung gegenüber: „Wieder ein Fenster zur Vergangenheit. Sie sehen, dass eine der kleinen Riffelglasscheiben eine Holzumrandung hat? Dort wird früher eine Klappe gewesen sein, über die sich Lieferanten bemerkbar machen konnten.“



Und wenn ich in Schwung war, stellte ich dem Publikum vielleicht die Frage: „Wissen Sie, warum eine bestimmte Sorte von Literatur Hintertreppenroman heißt? Weil die Handlung hauptsächlich auf Hintertreppen spielt? Nein, weil sie auf den Hintertreppen verkauft wurde! Die Dienstmädchen und die Köchinnen lasen gern Liebesgeschichten, konnten sich aber keine gedruckten Bücher leisten. Für sie gab es Billigausgaben, die Romane wurden in zig Fortsetzungen zerlegt, die die Händler wöchentlich in losen Blättern oder Heftchen zu ihrer Kundschaft brachten.“



Ein kurzer Blick in den Maschinenraum des Fahrstuhls, ein Stück wie aus dem Industriemuseum, und in einen Raum, der früher die Verkaufsstelle der Food-Coop beherbergt hatte – einmal die Woche wurde angeliefert, und Nachbarn und Freunde holten ihr bestelltes Gemüse ab – und pietäthalber blieben die alten Gerätschaften, wo sie waren.

## Kriegsspuren



Vor der Tür zum Handwerkerkeller verkündete ich: „Und nun kommen wir zur Geisterbahn.“ Ich öffnete die Metalltür mit den quietschenden und knarrenden Hebeln, was schon mal ganz eindringlich wirkt. Der Handwerkerkeller, heute gefüllt mit Werkbänken, Schränken, Baumaterial und Gerätschaften aller Art, dazu Lager für alte Transparente und die Ausstattung der Hausfeste, war früher Luftschutzraum. Zum Teil sind die Inschriften an den Wänden, RUHE BEWAHREN usw., noch zu sehen. Einige der zusätzlichen Deckenträger sind noch da, ebenso Teile der Lüftungsanlagen, wenn auch arg verrostet.

Wieder forderte ich die Besucher auf, über den Krempel der Gegenwart hinwegzusehen und sich vorzustellen, wie es früher hier zugegangen sein musste: „Wir kennen die Erzählungen von unseren Vorgängern, die hier gesessen haben in den Bombennächten. Wahrscheinlich sind nur noch wenige Luftschutzräume in Hamburger Privathäusern erhalten, in denen man sich die Ereignisse von damals vergegenwärtigen kann.“

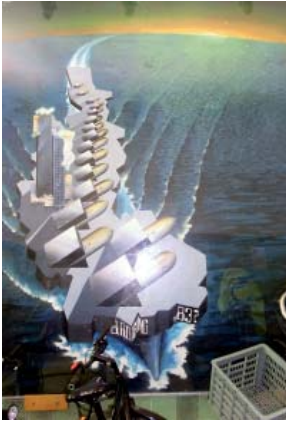


Durch die „Gasschleuse“, einen besonders gruseligen Raum mit einer auf der Innenseite stark verrosteten Tür, die sich kreischend in den Angeln bewegt, und über eine malerisch zugewachsene, halb verfallene Treppe neben dem Eingang zur Haynstraße 3 brachte ich die Leute ins Freie.



## Die Fenster zur Vergangenheit

Dort bekamen sie etwas über denkmalgerechte Sanierung zu hören, über die Mühen, die die Mauerleute mit den Balkonen und Loggien gehabt hatten, und über die Verhunzungen, die der Nachbar gerade an seinen Balkonen veranstaltet hatte: alte Gitter abgesägt, die neuen aber nicht wie vorher auf die Balkonplatte drauf gesetzt, sondern außen herum geführt und die Strahlträger von unten an die Platte geschraubt. Ein scheußlicher Anblick, nicht wahr? Danach fragte ich in die Runde, ob irgendjemand dabei sei, der Mühe beim Treppensteigen hätte, es gälte jetzt einen Aufstieg in den fünften Stock zu bewältigen. Die meisten trauten sich das zu. Ich ließ sie ins Haus, dessen Eingang ja nicht mehr so prächtig ist wie der von Nr. I, kein Wunder, er ist ja von 1935 oder 1936. Aber das große Gemälde, das da hängt, zweimal dreieinhalb Meter, musste natürlich erklärt werden.



Ein Flugzeugträger, dessen Deck die Umrisse der alten Bundesrepublik hat, darauf eine Batterie von Atomraketen, pflügt eine blaue See. „B.R.D.iGUNG '83?“ steht am Bug – wem sagte das noch etwas? „Ein Relikt aus der Zeit, da gegen die Raketenstationierung in Deutschland gekämpft wurde, Anfang der 1980er Jahre“, sagte ich. „Einer der beiden Künstler, die das Werk geschaffen haben, wohnte bei uns im Haus. Das Bild hing ursprünglich am Eckhaus Lehmweg/Eppendorfer Weg, neben der Musikkneipe 'Onkel Pö'. Als es dort weg musste, haben wir dafür gesorgt, dass es zu uns kam.“



Oben im stickigen Dachbodenflur wieder der obligate Hinweis auf die Fenster zur Vergangenheit: die Spuren der Notwohnungen, die es dort in der Nachkriegszeit gegeben hatte, Tapetenreste, Löcher in der Wand, an denen Waschbecken gehangen hatten, die Enden von Gasrohren oder Wasserleitungen.

„Ist eine Wirkung des Dornröschenschlafs“, erklärte ich. „Unten im Keller und oben unterm Dach hielt der am längsten an. Keiner hat die Notwendigkeit gesehen, zu renovieren, und so sieht es eben in manchen Ecken noch so aus wie 1946, wenn nicht sogar wie 1910.“



Dann bat ich die Besucher in den Versammlungsraum. Über der Tür ein Holzschild, das aus irgendeinem Gerichtsgebäude stammt. Sie ließen sich auf den Stühlen nieder, und ich erzählte in voller Breite die Geschichte, wie wir ins Haus gekommen sind und wie es uns gelungen ist, seinen Abbruch zu verhindern und eine Mietergemeinschaft im Haus zu gründen.

**Das Buch heißt „Das Haus. Fortsetzung III“ und ist zum Preis von EUR 10,— zzgl. Versandkosten zu beziehen bei Dr. Reinhard Barth, Haynstr.1, 20249 Hamburg**